

François Jullien

Das Unerhörte



Passagen Verlag

In seinem neuen Buch widmet sich François Jullien einem alten philosophischen Problem. Abseits der sinnlichen Oberfläche der Dinge verortete Kant das für die menschliche Anschauung unfassbare Ding an sich. Jullien nähert sich diesem Problem mit literarischen Mitteln – und über den Umweg der chinesischen Philosophie. Das Wesen der Dinge ist keineswegs in einer abstrakten Hinterwelt jenseits des Sinnlichen zu verorten. Es bedarf zwar einer *minima metaphysica*, aber diese Metaphysik muss eine diesseitige sein. Kern dieser Disziplin ist der Begriff des Unerhörten. Um die Dinge aus der Starre zu befreien, in die sie unsere Gewohnheit versetzt hat, müssen wir das Nichtintegrierbare aufspüren, jenen schwindelerregenden Rest, um den sich unsere Existenz insgeheim dreht – weil er das ist, was sie aus den Fugen geraten lässt. Nur im Zusammenspiel von Begriff, Metapher und individueller Imagination ist eine Annäherung an das Unerhörte möglich, das zwar nie in seiner Totalität fassbar ist, aber dennoch den Boden jeglicher Erkenntnis bereitet.

François Jullien, geboren 1951, lehrte an zahlreichen namhaften Universitäten weltweit. 2010 wurde er mit dem Hannah-Arendt-Preis für politisches Denken ausgezeichnet.

DAS UNERHÖRTE
PASSAGEN FORUM

François Jullien
Das Unerhörte

Oder die andere Bezeichnung für
das so anödende Wirkliche

Aus dem Französischen von
Erwin Landrichter

Passagen forum
herausgegeben von
Peter Engelmann

Passagen Verlag

Deutsche Erstausgabe
Titel der Originalausgabe: *L'inouï*
Aus dem Französischen von Erwin Landrichter

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-7092-0501-3
© 2019 by Editions Grasset
© der dt. Ausgabe 2022 by Passagen Verlag Ges. m. b. H., Wien
<http://www.passagen.at>
Grafisches Konzept: Gregor Eichinger
Satz: Passagen Verlag Ges. m. b. H., Wien
Druck: Ferdinand Berger & Söhne GmbH, 3580 Horn

Inhalt

1. Der Strand in der Morgendämmerung: Abdeckung weg	13
2. Vom Abstand zum Unerhörten	25
3. Das Unerhörte schlägt um in Langeweile	41
4. Das Unerhörte ist das An-sich (das An-sich ist das Unerhörte)	57
5. <i>Minima metaphysica</i>	71
6. Ver-erscheinen [désapparaître]	85
7. Das Unerhörte sagen	97
8. Das Unerhörte des Anderen	119
Nachwort	135
Anmerkungen	139

Für Philippe Ratte, der die Geschichte
erkundet und das Unerhörte hört

1. Der Strand in der Morgendämmerung: Abdeckung weg

1. Im Laufe der Jahre besuchte ich, quasi als Geisterfahrer, einen schütter mit Tamarisken und Stechginster bewachsenen Strand (nahe der großen Rhône-Mündung), abseits aller Parkplätze. Ich kam in der Abenddämmerung, wenn die Massen, begleitet vom Geschrei der Kinder, unter Mitnahme der Campingliegen und Sonnenschirme, den Sand abschüttelnd, sich bereits verflüchtigt hatten. Die Nacht im Schutz der Dünen oder im Auto: In der Morgendämmerung, bei erstem Lichtschimmer, gehe ich zum Meer. Die ersten Farbtöne, aus dem Dunkel steigend, zeichnen sich ab, immer deutlicher und schneller: ein wahres „Farberwachen“ im physischen Sinn. Das ist das Meer, sage ich zu mir. Nun bin ich „vor dem Meer“. Das, was ich vor mir sehe, nennt man Meer. Sollte das Wort ‚Meer‘ nicht in allen Sprachen existieren? Ich muss dieses Wort tatsächlich wie ein erstes Netz auswerfen, um das einzufangen, wovon ich plötzlich überwältigt werde. Eine erste Stütze – und bleibt sie nicht gar die einzige? –, um mich in dem, was ich sehe – was ich erlebe – zurechtzufinden und ihm gegenüber nicht gewaltig ratlos zu sein. Zugleich aber misstrauere ich ihm. Hilft es mir, mich über Wasser zu halten, wie ein Rettungsring, gibt es mir eine Orientierungsmöglichkeit wie eine Bake oder ist es bereits ein Hindernis? Was hat es aber bereits, ohne es zu sagen, durch sein Sagen eliminiert, wenn es seine Thematik setzt, seine Offensichtlichkeit aufdrängt und alles zusammenfasst und zentriert, was dem Blick mit einem Male sich darbietet? Was hat es an Möglichem bereits durch das, was es gewöhnlich an gegebenen Vorstellungen in Gang setzt, zugeschüttet: Was hat es von diesem Erscheinen bereits *zgedeckt*?

Denn am frühen Morgen hat das Rauschen der sich brechenden Wellen noch nicht begonnen: Das „Meer“ ist ein riesiger See. Da es von all dem, was man von ihm weiß, abweicht, nicht mehr mit all dem zusammenfällt, was man von ihm gewöhnlich erwartet, also de-koinzidiert, dass es etwa wie an einem Fluss rauscht, wie kann man sich damit abfinden – sich versichern, darin bestärken, dass es „das Meer“ ist? Da kann ich mir noch so oft vorsagen: „Das ist das Meer“. Passt es zusammen? Wie sehr möchte man doch anfangen, nach all den Wegen und Umwegen endlich das Meer zu sehen, auch wenn man alles das zurücknehmen müsste, was sich im Blick und zugleich in den Gedanken abgelagert hat und es vor unseren Augen verschleiert. Nach all den Umfahrungen, Biegungen, bis zur letzten Kurve: plötzlich das „Meer“, das Meer endlich ausgebreitet. Endlich anfangen, an ihm anzulegen, indem man von allem loskommt, was man davon im Kopf mitschleppt und es einordnet, in Abstand zu allem, was dieses Wort bereits begreifbar werden ließ. Durch eine Umkehrung des Raumes und der Rollen, so dass es das „Meer“ ist, dass einen anlegen lässt, und sei es auch nur für einen Augenblick. Ohne dass seine Fremdartigkeit unter den Wörtern und Bildern bereits untergegangen wäre, sich verflüchtigt hätte, in seiner Wahrnehmung bereits assimiliert worden wäre, ohne dass es sich bereits von der Sprache hätte einfangen und auflösen lassen: endlich auffassen (erfassen), was für ein „Un-erhörtes“ es ist, unter Rücknahme all dessen, was man jemals von ihm gesagt – „gehört“ – haben könnte.

Selbst wenn sich dieser Morgen durch nichts von einem anderen unterscheidet, selbst wenn dieser Morgen alle anderen wiederholt, könnte dieser entscheidende Moment nicht endlich eintreten? Der Moment, an dem ich endlich Fuß fasse. An dem das „wahre Leben“ endlich anfangen könnte. Wie ein Reisender, der nach langer Irrfahrt unter Schatten, unter den registrierten und sogleich eingeordneten Empfindungen, unter den stets zu früh angepassten Begriffen – angepasst, um nur ja nicht die Vermutung aufkommen zu lassen, sie wären ein wenig willkürlich –, wünscht man sich in der Tat eines Morgens an diesem Strand vor Anker zu gehen. Darum hat man sich ja auf den Weg gemacht: dass die Wahrnehmungen endlich kommen können, ohne bereits einge-

fasst, *bereits* durch die Erwartung gefiltert, von dem Verstandenen/Vernommenen [*entendu*] eingeholt worden zu sein – ohne, dass sie sich vom voreingenommenen Geist aufnehmen und einverleiben haben lassen. Also bevor noch die Wörter all das übernehmen und uns vom Hals schaffen, indem sie ihre Entsprechung festigen und ihre Angemessenheit rechtfertigen ... An diesem so vielversprechenden Stück Strand, das so viel vergegenwärtigt, dem „Wirklichen“ nahe kommen, das „Sein“ „berühren“, wie die Griechen sagten, aber gegen die Strömung zu dem, was die Sprache daraus gemacht hat, die – da sie es immer schon abgemessen und in einem Register aufgenommen hat –, es vielleicht für immer unter all dem, was davon gesagt wurde, un-erhört/un-gehört gelassen hat. Unter all dem, was seit undenklichen Zeiten davon gesagt worden ist. Hier, in diesem Plätschern des Wassers, beginnt *hier* ... Hier-Jetzt: Könnte man es endlich mit diesem Schlüsselwort erreichen (um diesen Term als ein ankündigendes „Sesam-öffne-dich“ wieder aufzugreifen)?

Denn, wenn es sich hier um ein „Gelingen“ handelt, so nicht zu dem, was sich etwa versteckte, sich in seinem Rückzug verbärge oder verflüchtete, sondern im Gegenteil zu dem, was nicht aufhört, sich vor den eigenen Augen auszubreiten, sich unaufhörlich wiederholt, mit seinem immerwährenden Blinken und Plätschern sich aufdrängt. An das ich mich bereits „angepasst“ habe, an das mir seit jeher Bekannte, zu dessen „Sein“ ich eben deshalb nicht gelangen kann und das für mich un-erhört/un-gehört bleibt. An diesem Strand, am Ende dieses Sandes, der sich wie ein Balkon dem noch Spürbareren öffnet, wie eine Pontonbrücke, die immer sichtbarer wird, erwartet man nicht eine Entschleierung – eine Art „Apokalypse“ – jedoch eine *Ab-deckung* [*dé-couvrement*]. Nicht eine Entdeckung: etwas anderes entdecken, was man noch nicht kennt, wie man zum Beispiel Amerika „entdeckt“ hat; sondern was sich wie ein Überzug abziehen lässt – und dieser ist zunächst jener der Wörter und der angehäuften Sichtweisen, die verschleiern und verdunkeln. Alles, was in meinem Kopf das „Meer“ betrifft und nicht aufhört, mir das Meer zu verbergen ... Aber geht es nur darum? Dass zunächst das Meer vor mir nicht aufhört, sich auszubreiten und ich es nicht sehe, es nicht auftaucht, weil

unter so vielen Klischeevorstellungen vergraben. Selbst wenn ich es diesmal, gereinigt durch die vergangene Nacht, in der Morgendämmerung zu überraschen versuche. Hier, jetzt oder nie, sage ich mir: versuchen, zum Unerhörten zu gelangen, das sich vor mir ausbreitet, seine „Offensichtlichkeit“ förmlich aufdrängt und mir entwischt. Wenn dann die ersten Urlauber daherkommen, ihre Liegestühle aufklappen und Sonnenschirme aufspannen und das Meer, seinerseits, sich in seinem „Azurblau“ einzurichten beginnt, stabil und wie endgültig, verlasse ich den Strand.

2. „Hier-Jetzt“ jedoch, man weiß es, ist nicht erreichbar. Wenn ich hier am frühen Morgen an diesen Strand komme, geht es nicht darum, den „Primitiven“ aus Hegels *Logik* zu spielen, der vor der Neuartigkeit eines Gegenstandes nur auszurufen wüsste: „Hier gibt es ...“. Es geht nicht darum, angesichts des Ozeans an Sand und Wasser das „naive Bewusstsein“ nachzuahmen, das sich euphorisch diesem Übermaß an Sinneseindrücken öffnet, als wäre es das „Wirklichste“, und sich dieser *sinnlichen Gewissheit** als einziger Wahrheit anvertraut.¹ Es geht nicht darum, sich ins Unausprechliche, in irgendein *alogon* zu flüchten, das allein in einem allerersten, makellosen, miraculösen Kontakt die „Fülle“ und „Frische“ der Dinge liefert, so, als gäbe es ein unmittelbares Wissen des Unmittelbaren. Denn man weiß, in welche Falle man (auf den ersten Seiten der *Phänomenologie*) tappt, wenn man diesen Weg weiterverfolgt: dass die ersten Anhaltspunkte, die man als die „konkretesten“ vermeint, sich teuflischerweise in ihr Gegenteil verkehren, sich in ihrer wiederholten Anwendung als völlig gleichgültig und höchst abstrakt erweisen; dass das, was sich als „Hier“ und „Jetzt“ bezeichnet, sich unaufhörlich widerspricht; dass dieses „Hier“, bei dem ich Fuß fassen möchte, genauso gut für ein ganz anderes „Hier“ gilt, und so weiter. Dass dieses „Hier“ und dieses „Jetzt“, die vorgeblich diese Gegenwart erfassen, sich also als völlig leer erweisen – wie Hegel das triumphierend (dialektisch) zeigt und dass das, was ein jungfräuliches Bewusstsein im Sinne des Erkennens anvisiert, von diesem niemals erreicht wird.

Aber ging es nur darum? Ging es – an diesem Strand, der am frühen Morgen sich golden zu verfärben beginnt – darum, sein

reines Erscheinen als etwas „Gefühltes“ zu reklamieren? Darum, das heftige Frösteln, beim Eintauchen ins Wasser in seinem reinen Heraufkommen verspürt, einmalig und plötzlich, für immer einzig, aufzunehmen, ohne es durch sprachliche Einordnung zu verfestigen und in der Folge zu vergraben? Ohne es von irgendeinem stabileren, „seienderen“, konsistenteren „Sein“ aufsaugen und übertragen zu lassen, das es verrät? Geht es nur darum, sich einzig mit dem „Phänomenalen“ als einem *solchen* zufrieden zu geben, im Absoluten seines „Soseins“, dem Bloßen seines Auftauchens, ohne es also in „Anschein“, der seine Flüchtigkeit verriete, abweichen und abdrängen zu lassen: ohne es auf etwas Bezug nehmen zu lassen und einzuordnen, indem man es nur ein klein wenig zu einer Allgemeinheit hin öffnet und darin schlussendlich eine „Erkenntnis“, eine *episteme*, geltend macht? Geht es an diesem Strand, wo die frühmorgendliche Frische langsam in eine Tageshitze übergeht, um die beeindruckende Lektion des antiken Empirismus (Phänomenismus), wie sie – im Protagoras – dem bereits blasierten Sokrates erteilt wurde? Oder geht es, wenn das Fleisch sich erfreut unter den ersten milden Sonnenstrahlen entspannt, nur darum, wieder in jener sich als unendlich erweisenden Tiefe dessen Fuß zu fassen, was man gewöhnlich den „Körper“ nennt, untrennbar dabei der Genuss seines Lebens und des Anblicks der Welt an diesem Sommermorgen. Ohne dass das, was ich dann erlebe, sich durch eine Erwartung noch infizieren ließe; sich nicht mehr durch irgendetwas – sei es Höheres, sei es Äußeres – entwerten, durch irgendein „Jenseitiges“ verdoppeln ließe (diesmal die Lektion von Nietzsche)?

Wenn man nun am frühen Morgen zum Strand geht, um das Meer bei Sonnenaufgang zu überraschen, so, um dort geduldig und hartnäckig, noch jenseits oder besser diesseits alles „Phänomenismus“ nach etwas zu suchen, was nicht darin enthalten, vielleicht aber impliziert, aber nicht als solches erkannt ist und das ich begonnen habe, das „Un-erhörte“ zu nennen. Man ist zum Meer gegangen, hartnäckig wie ein Maler vor plätschernden Wellen, die ohne Unterlass am Erdreich des Ufers lecken und sich dann zurückziehen, um zu versuchen, sich ein bisschen früher anzuschmiegen. Um zu versuchen, all das, was darin „erspürt“ – darin „erlebt“ –

werden kann, von dem wegzubringen, was davon bereits seit jeher bekannt war, von diesem „Wissen“, das es verkümmern und steril werden lässt. Um zu versuchen, das auszulöschen, wenigstens ein wenig davon, was sich immer schon an Erwartung und Einordnung projiziert findet, um sich all dessen zu entledigen, was dabei *immer schon* – unvordenklich – als „Erfahrung“ gespeichert wurde, um zu dem vorzudringen, was noch nicht geordnet und kanalisiert wurde. Wäre nicht da das „unberührte, sprühende und schöne Heute“ wieder zu finden, wie der Dichter dies sagt, wenn er in die Undurchsichtigkeit einen Riss macht? Also nicht, um erneut am Mythos von einem noch Ursprünglicheren anzuknüpfen oder naiv zu glauben, man könne auf Anhieb auf der gleichen Ebene wie die Dinge sein; also nicht, um auf die Sprache zu verzichten, sondern um *über* die Grenzen der etablierten Sprache *hinaus* (Mallarmé) Neues aufscheinen zu lassen. Denn das Problem ist nicht, dass die Sprache nicht sagen kann, sondern dass sie immer schon *zugedeckt* hat: dass sie in dem bereits Gesagten, Kodifizierten, Erwarteten, Verstandenen – dem *bereits Gehörten* – einsperrt. Also, dass sie anpasst und nur assimilieren kann, sich dadurch gegenüber der Möglichkeit des *Unerhörten* von vornherein verschließt. Was der am frühen Morgen auf dem Strand Herumstrolchende verübt, ist dieser Einbruch: sich nicht sosehr dem gesegneten Einströmen des Empfundnen aussetzen, als wäre es zuverlässiger, als würde es glauben machen, man würde endlich an die Dinge herankommen. Sich nicht einmal den Freuden eines noch Körperlicheren ausliefern, sondern mit der unvordenklichen, immer schon durch und in der Sprache ererbten Vertrautheit mit der Welt sowohl als mit sich selbst – und wäre es nicht jene der Welt mit der Welt? – brechen, die glauben macht, man könne sich auf sie verlassen und man kenne sich in ihr aus: diese täuschende Normalität in Frage stellen. Nicht den Anspruch der zu sagenden Wörter denunzieren, sondern die Bedingtheit der Wörter durchbrechen; – das, worin die Sprache, jede Sprache uns bereits eingemauert hat; sie, die stets nur *zu integrieren* weiß, die also das Nichtintegrierbare, anders gesagt das „Unerhörte“, nur entwischen lassen kann.

3. Man geht frühmorgens an den Strand, um all das in Frage zu stellen, in die Flucht zu schlagen oder zu suspendieren (die *epoché*), was ohne unser Mitwissen prädisponiert und präkategorisiert, folglich unsere „Erfahrung“ assimiliert, eingeordnet und schließlich abgelagert hat – um von unserer „Erfahrung“, diesem elementarsten Terminus zu sprechen (nehmen wir einmal an, es wäre der neutralste, der am wenigsten bereits in eine bestimmte Richtung verweisende). Denn am „helllichten“ Tag, kann ich da tatsächlich das Meer wahrnehmen, das ich in der Tat hier sehe, das sich vor meinen Augen ausbreitet unter den funkelnden Sonnenstrahlen? Die Wörter sind immer schon darauf ausgerichtet, dies in den Griff zu bekommen – und nicht nur die „Wörter“, auch meine Wahrnehmungen sind bereits stabilisiert, kanalisiert, justiert, so wie man auch von einer „Justierung“ oder Ausrichtung eines Textes spricht. Was lassen sie einen noch entdecken? Denn, andererseits, ist das Meer bereits da, auch schon unbewegt, steif und steril gemacht in der ununterbrochenen Wiederholung seiner Wellen und der unbegrenzten Ausbreitung seiner Farbe, der Monotonie seines „Azurblaus“, das sich nur wiederholen kann: „Das Azur! Das Azur, Azur, Azur“ ... Wenn man das Meer, in der drückenden Hitze des Nachmittags, in der erwarteten, vorverstandenen Sehweise und nicht mehr aus strategischen Gründen als Geisterfahrer erfasst, ist es hoffnungslos langweilig in seinem ewigen Ablauf, seiner *starren Ausbreitung* [*étalé*] und erscheint nicht mehr, taucht nicht mehr auf. Man beginnt nicht, es zu sehen. Hat man, in der Tat, es jemals zu sehen begonnen; hat man jemals das Meer, die Welt, zum ersten Mal *zu sehen* begonnen? Denn, als wir begannen, die Augen zu öffnen, als wir, wie man sagt, „zur Welt kamen“, war unser Blick vage, zögernd, tastend und fixierte sich nicht. Und nun, da ich mein Schauen fixieren kann, habe ich eigentlich immer schon gesehen. Selbst wenn ich das Meer „zum ersten Mal“ wahrnähme, wäre ich schon ein wenig vor-eingenommen.

Wenn man also im ersten Morgenrauen zum Meer geht, das kaum wahrnehmbar ist, dessen Wellen noch nicht rauschen, das nur nach und nach Farbe annimmt, so nur, um sich in der Fiktion – sicherlich einer Fiktion, aber einer wirksamen – eines *ersten*

Males einzukeilen; um zu versuchen, sich den Anfang dessen zu vergegenwärtigen, was eigentlich immer schon nur ein erneuter Anfang ist: so zu tun, als könnte dieser unsichtbare Vorhang sich heben, der Überzug sich zurückziehen, um endlich das erahnen zu lassen, was ich vor Augen habe und nicht sehe. Es geht also darum, alles das loszuwerden, was uns vor-sehend macht, wie man auch vor-urteilend sagt: diesseits dessen zu bleiben, was *bereits immer* schon meine Wahrnehmungen und meine Gedanken eingefasst, eingerahmt und versteift, verfestigt hat – in einem Stadium, wo die zwei sich noch nicht trennen. Versuch (Versuchung) also eines ersten Anfangs, und doch in der Kontinuität der Orte und der Tage, in der endlosen Verkettung der Wörter und Ideen verfangen. Man wünschte ihm, alles in allem, die Radikalität des Cartesianischen *cogito*, das den Anfang des Denkens einläutet oder vielmehr, dass dieses noch grundlegender wäre: eines *cogito*, das nicht nur intellektuell, sondern ebenso existentiell, dieser Trennung und dem, was sich als Suche nach der „Wahrheit“ bereits dermaßen vor-gebildet hat, noch vorausliegend wäre, das seine Begründung nicht aus der so bequemen Trennung von der Welt herleitet, sondern im Gegenteil versucht, sich noch tiefer im „Phänomenalen“, in dem, was tatsächlich „aufscheint“, zu verankern, um das zu *überborden*, worin sich immer schon Wahrnehmung und Denken verfestigen haben lassen. Kann man denn vergessen, was das *cogito* von Descartes auch beinhaltet, nicht so sehr an Extremem und Voluntaristischem, als an Fiktivem, ihm nicht bewusst, weil bereits in der Sprache seines Denkens von vornherein aufgeteilt? So als könnte man mit der Sprache, in der man denkt, mit ihrem syntaktischen Faden und ihren Kategorien, brechen; mit ihr, die *in ihren Rändern* das Denken bereits eingegrenzt hat – wie bereits mit diesen „Ich denke“ oder „Ich bin“, mit Wörtern der europäischen Sprache, die bereits dermaßen zugerichtet sind.

Man wird dagegen einwenden, dass das unersetzliche Verdienst des *cogito* als eines ersten Anfangs ist, dass es, erdacht in der Zurückgezogenheit eines offenbeheizten Raumes, vollständig getrennt von der Welt, sich nur im Inneren des Denkens denkend, aller Szenerie und aller Landschaft enthoben jederzeit reproduzierbar ist. Dem wird man entgegnen, dass der Strand im Morgengrauen hier eben-

falls nur einen Einstieg mit einleitender, um nicht zu sagen propädeutischer Funktion darstellt und das thematisierte Unerhörte in der Tat überall und jederzeit da ist und ebenso für das Grau des Himmels gelte, das jetzt, hinter dem Fenster, über die Dächer sich wölbt. Man wird dagegen auch einwenden, dass das Subjekt vom *cogito* unpersönlich, sein „Ich“ von vornherein universell sei und dass darin seine Stärke bestehe. Aber dieses „Ich“, mit dem ich begonnen habe, sagt, trotz seiner erzählerischen Einführung, ebenfalls nicht mehr über mich als über irgendeinen anderen: Es handelt von jedem, der seine Augen öffnen und die Welt etwas weniger zugerichtet sehen will, um anzufangen, die Welt *ein klein wenig* zu „sehen“ und vielleicht zu beginnen, im Denken früher zu beginnen. In einer Weise also, die angesichts dieser Schwierigkeit, die so elementar ist, dass man sie nicht einmal vermutet, nicht „methodisch“ sein kann, sondern konzertiert und strategisch sein wird. Denn es braucht viel mehr an Umwegigem und Listigem als Descartes annahm, um dieses *Zugerichtete* nicht nur der Welt, sondern ebenso seines Denkens zu überlisten – dieser stets bereits hergerichteten „Welt“ und des durch seine Sprache bereits gefalteten Denkens; um deshalb einen so großen Abstand wie möglich zu dem zu öffnen, was sie an Vor-geformtem haben, in der Hoffnung, davon abzurücken. Um zu beginnen, endlich *anzulegen* [*aborder*].

Nun ist es umso schwieriger, sich diesem Anfang zuzuwenden, da man ihn nicht von einem großen Ereignis erwarten kann, nicht mit irgendeiner von außen kommenden Hilfe wird rechnen können, oder auch nur mit einem glücklichen Zufall. Das Erfordernis der Philosophie selbst und was sie im Grunde so einzigartig macht, ist, dass sie keine besondere Erfahrung voraussetzt und sich nur aus sich selbst herzuleiten versteht. Es geht also nicht darum, auf einige außerordentliche Umstände zu warten, denen endlich die Offenbarung von noch Grundlegenderem, das sich plötzlich aufdrängte, zu verdanken wäre – gleich dem von einem Hund in Ménilmontant zu Boden geworfenen Rousseau, der, aus der Ohnmacht aufwachend, die Augen wieder öffnend, endlich mit einem ersten Blick wahrnahm: „Ich nahm den Himmel wahr, einige Sterne und ein wenig Grünes. Diese erste Empfindung meiner Sinne war köstlich ...“ Wäre er endlich gelüftet, der Schleier